

gelebten Lebens. Vor dem getauften Kind vollzieht sich die Scheidung der Geister, kehren die Unheiligen sich ab und beschwören mit ihrem Nein das ganze Unheil herauf, das man moderne Ehekrise nennt — beinahe ein selbstgefälliges Wort, wenn wir bedenken, was sich darunter an mythengrauer Dämonie verbirgt, die der aufgeklärten Menschheit Hohn spricht. Welch trauriges Lied könnten die Scheidungsrichter von den Marterkammern menschlicher Leidenschaften singen, und mischt nicht die Schmach der beleidigten Liebe eine ergreifende Klage in all ihre mißbrauchten Weisen, die die Freudenhäuser der Welt und die Hafenstädte der Unzucht erfüllen! Wo aber einer Ernst macht mit dem Christsein in der Ehe, da beginnt ein „neues Lied“, dessen wissender Klang selbst die irrende Schar erregt, denn auch in ihren Herzen pocht doch das Desiderium collium aeternorum, die Sehnsucht der ewigen Hügel.

Berufliche Begabung und menschliche Vollkommenheit

Von Prof. Dr. H. E. Hengstenberg, Oberhausen (Rhld.)

Die Frage lautet, wie die Fertigkeit und Vollwertigkeit des Menschen in seinem Lebensberufe sich zu seiner natürlichen und übernatürlichen Vollendung verhalte. Zuerst soll die Rede sein von der natürlichen, anschließend von der übernatürlichen Vollendung des Menschseins im Hinblick auf den Beruf. Der natürliche Gesichtspunkt steht aber im Folgenden im Vordergrund.

I. Natürliche menschliche Vollkommenheit als Bedingung echter beruflicher Leistung

Zwei entgegengesetzte radikale Thesen sind möglich über das Verhältnis von Persönlichkeitswert und Berufsleistung. Die erste lautet: berufliche Bewährung hat nichts zu tun mit menschlicher Vollkommenheit. Man kann ein guter Handwerker, Arbeiter, Gelehrter usw. sein und zugleich ein geringwertiger Mensch, umgekehrt kann ein guter Mensch in seinem Lebensberufe völlig versagen. Der erste Teil dieser These ist ersichtlich falsch. Ohne sittliche Qualität kann es z. B. ein Handwerker höchstens dazu bringen, seine spezifische Arbeitstechnik einigermaßen zu beherrschen, nicht aber dazu, ein in jeder Beziehung vollwertiger und würdiger Vertreter seines Berufes zu sein. Der letzte Teil der These, die Umkehrung, ist dagegen offensichtlich wahr. Die Erfahrung zeigt uns zuweilen „prächtige Menschen“, die jedoch lebenslänglich in ihrem Beruf Stümper bleiben.

Die andere These lautet: menschliche Vollkommenheit und berufliche Bewährung decken sich immer. Also: wenn man ein guter Arbeiter, Handwerker usw. ist, dann ist man eo ipso ein guter Mensch; ein schlechter Werker ist immer zugleich ein wertloser Mensch. Umgekehrt: ein guter Mensch ist immer notwendig ein guter Vertreter seines Berufes, ein schlechter immer zugleich ein Stümper auf seinem beruflichen Gebiete.

Nun ist diese zweite These aber doppeldeutig. Man kann die behauptete Deckungseinheit von menschlicher Vollkommenheit und Berufsleistung einmal so verstehen: die berufliche Bewährung ist in sich selbst schon das gute und

wertvolle Menschsein: man ist ein guter Mensch, weil und insofern man ein guter Arbeiter auf seinem Tätigkeitsgebiete ist. Menschheitswert ist identisch mit beruflicher Leistung. Man sieht: diese Deutung läßt neben dem beruflichen Tun für das eigentliche Menschsein keinen metaphysischen Raum mehr. Der Mensch wird mit seiner Leistung gleichgesetzt. Das ist die marxistische Auffassung: der Mensch ist das, was er in Auseinandersetzung mit den Realfaktoren durch eigene Leistung geworden ist. Die Natur des Menschen ist kein konstanter Faktor, sondern entwickelt sich als Epiphänomen der Veredelung, die der Mensch an den Naturgegebenheiten zustande bringt. Diese Deutung ist offensichtlich unhaltbar, bewegt sich in einem Zirkel. Denn wie kann der Mensch etwas machen und aus sich machen, ohne schon etwas Bestimmtes und Umrissenes zu sein?

Man kann die zweite These aber auch so verstehen: das qualifizierte Menschsein treibt mit Notwendigkeit die Qualität im Berufe hervor, diese ist nur eine Folge des ersten. Und aus diesem Grunde muß der gute Werker ein guter Mensch, der schlechte ein schlechter Mensch sein; ein guter Mensch muß sich im Berufe bewähren, ein schlechter ebenso notwendig ein Stümper sein.

Auch diese zweite Deutung der zweiten These muß einen groben Fehler enthalten. Denn es wurde oben schon festgestellt, daß ein prächtiger Mensch u. U. ein beruflicher Versager sein kann.

Beide Deutungen gehen von einem gemeinsamen Grundfehler aus: beide Male werden Menschsein und berufliches Sein als zwei Größen angesehen, von denen die eine die andere mit Notwendigkeit verursacht und die andere ausschließlich durch die eine bedingt ist. Nur wird bei der ersten Deutung das berufliche Tun, bei der zweiten das Menschsein als die eindeutige und hinreichende Ursache angesehen. Die erste verkürzt das Menschsein in seiner metaphysischen Eigenwirklichkeit, die zweite gibt dem Berufe nicht, was des Berufes ist. Die erste führt zum Marxismus, die zweite zum Dilettantismus.

Da die Folgerungen in beiden Deutungen falsch sind, kann die gemeinsame Grundvoraussetzung nicht stimmen: es kann nicht so sein, daß die berufliche Leistung nur durch den Menschlichkeitswert oder der letztere nur durch die berufliche Leistung verursacht ist. Da aber anderseits berufliches Sein und Menschsein nicht völlig beziehungslos zueinander verwirklicht sein können (vgl. das Falsche an der ersten These!), so müssen wir folgern, daß zwischen Menschsein und beruflicher Vollwertigkeit nur ein Bedingungszusammenhang, kein eindeutiger Kausalzusammenhang besteht. Demnach müßten wir also vermuten: 1. Menschliche Werte sind Bedingung dafür, daß der Beruf vollkommen ausgeübt wird, nicht aber reicht die Menschlichkeit schon hin, um die Anforderungen des Berufes zu befriedigen. 2. Die berufliche Leistung ist Bedingung dafür, daß volle menschliche Werthaftigkeit entsteht, nicht aber reicht die erstere dazu aus, die letztere hervorzurufen.

Somit haben sich für uns zwei neue Thesen ergeben, die es zu prüfen gilt. Die erstere davon (1) kann ohne weiteres nach dem Voraufgehenden bejaht werden: nur unter Voraussetzung menschlicher Werte kann einer voll im Beruf seinen Mann stehen; diese Werte können aber den guten Werker allein nicht

ausmachen, da ein guter Mensch, wie gesehen, ein Stümper sein kann. Die zweite dagegen (2) kann nicht uneingeschränkt stimmen: da ja doch menschliche Hochwertigkeit, wie gesehen, ohne beruflichen Erfolg bestehen kann. Wie weit diese These dennoch Wahrheit enthält, wird später untersucht.

Konfrontieren wir dieses vorläufige Ergebnis mit den beiden Anfangsthesen, so können wir in ihnen das Wahre vom Falschen sondern. Wenn der Menschlichkeitswert notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für den beruflichen Leistungswert ist, dann erklärt sich das Richtige an der (im übrigen abgelehnten) ersten Anfangsthese: ein guter Mensch kann Stümper in seinem Beruf sein. Es erweisen sich aber auch diese Teile der zweiten Anfangsthese als wahr: der gute Werker muß immer ein wertvoller Mensch sein (Rückschluß von der Leistung auf den Menschen); ein schlechter Mensch muß auch ein schlechter Berufsvertreter sein. Nicht hingegen gilt, ein schlechter Werker seines Berufes müsse immer ein schlechter Mensch, ein guter Mensch immer ein erfolgreicher Arbeiter in seinem Beruf sein.

Es ergibt sich also: der menschliche Wert ist Vorbedingung für den beruflichen Wert, nicht aber ohne weiteres umgekehrt.

Nun aber ergeben sich zwei gewichtige Fragen:

1. Wenn das berufliche Können nicht Vorbedingung für den menschlichen Wert ist, ist dann die menschliche Vollkommenheit eine ganz für sich bestehende, unabhängige Wertwirklichkeit? Ist diese Wertwirklichkeit erreichbar ohne berufliches Tun und Reifen? Wenn ja, dann gäbe es eine abstrakte Pflege einer abstrakten Menschlichkeit. Verbindet man die menschliche Vollkommenheit noch dazu mit dem übernatürlichen Leben, so wäre das Ergebnis: der natürlich-übernatürliche Vollmensch ist in seinem Existenzvollzug unabhängig vom Beruf. Dieser geht in keiner Weise in die Wertwirklichkeit und qualitative Eigenart des natürlich-übernatürlichen Menschseins ein (nur das Umgekehrte würde gelten). Der Beruf wäre „gleichgültig“ für die Vollkommenheit. Ja, vielleicht sogar hinderlich? Ist der von der Welt abgelöste „Untätige“ der beste Christ? Wenn diese These aber falsch wäre, wenn der Beruf doch etwas für die menschliche Wertwirklichkeit zu bedeuten hätte, wie wäre diese Bedeutung dann zu denken und worin könnte sie bestehen, wenn schon der Beruf nicht als Bedingung schlechthin für den Menschlichkeitswert angesehen werden darf?

2. Wenn das Menschliche nur notwendige, nicht hinreichende Bedingung für die Vollendung beruflichen Seins ist, welche anderen entscheidenden Faktoren bestimmen dann die berufliche Vollkommenheit des Werkenden? Wodurch ist der Werkende einer, der seinen Mann im Berufe steht?

Wir wenden uns zunächst der ersten Frage zu.

II. Die berufliche Leistung in ihrer Bedeutung für die menschliche Vollkommenheit

Wir müssen offenbar unsere These von der Unabhängigkeit des Menschlichkeitswertes vom Beruf einschränken. Das berufliche Tun und Leisten ist nicht deshalb schon gänzlich gleichgültig für die menschliche Vollreife, weil mensch-

liche Qualität gelegentlich auch ohne beruflische Hochleistung bestehen kann. Nur die faktische Leistung und der faktische Erfolg können im Beruf des menschlich Hochwertigen fehlen, nicht aber das Bemühen um das Können im Beruf. Vielmehr gilt: wer gleichgültig wäre gegenüber seinem Versagen im Lebensberuf, wäre auch ein schlechter Mensch. Wir müssen also unsere These dahin einengen: die menschliche Qualität ist nur unabhängig vom faktischen Erfolg im Beruf, nicht aber vom Beruf und seiner Tätigkeit überhaupt. Noch genauer: die beruflische Erfolglosigkeit verträgt sich nur dann mit menschlicher Vollkommenheit, wenn sie unverschuldet ist und der Betreffende stets gegen sie gekämpft hat. Der Stümper also, der trotz seines praktischen Versagens als wertvoller Mensch angesprochen werden soll, muß an seiner Unfähigkeit leiden. Es kann sein, daß er ohne sein Verschulden in den Beruf gedrängt wurde, in dem er versagen mußte. Gelingt es ihm nicht, in einen anderen zu gelangen (was zeitbedingt möglich ist), so muß er sein Versagen als sein Kreuz auf sich nehmen. Er wird dann im Versagen und trotz des Versagens pflichttreu sein. Die beruflische Tätigkeit ist also doch nicht gleichgültig für die Menschlichkeit.

Das Problem liegt im Grunde nicht anders als bei demjenigen, der in seinem Berufe Erfolg hat. Denn wir alle kommen selbst bei bestem Können an Grenzen unserer Leistung, die wir letztlich nicht überschreiten können. Erfahrung dieser Grenzen ist unabdingliche Gelegenheit zur Demut. Es ist ja mit unseren Begabungen so: gerade weil wir auf einem Gebiete stark sind, sind wir oft auf anderem schwach. Die Auswirkung einer Anlage auf dem einen Gebiet hält oft die Auswirkung einer Anlage auf dem anderen gerade nieder. Nennen wir dieses oft tragische Widerstreitverhältnis zweier in sich positiver Möglichkeiten die „Nichtigkeit“ (die nichts mit dem nihil absolutum zu tun hat), dann gilt: durch Erfahren unserer Nichtigkeit und Grenze werden wir auf unser Eigentliches, das wir können, zurückgeworfen, erhält unsere Persönlichkeit gerade Gestalt und Kontur, wird vor dem „Zerfließen in Möglichkeiten“ bewahrt. Nur der kommt zu sich selbst, der seine Grenzen erfahren und anerkannt hat. Jeder hat seine Ohnmacht, seine Grenzen, seine Nichtigkeit. Es ist für den einzelnen genau so charakteristisch, was er nicht kann, wie das, was er kann; dem Positivbild entspricht ein individuelles Negativbild. Durch Anerkennen und Durchleben der personenigen Nichtigkeit wächst die Tugend der Demut, wächst aber auch alles, was sich auf das Verhalten des Geschöpfes als begrenzten zum unbegrenzten Schöpfer bezieht. Das bedeutet auch Wachsen der Menschlichkeit.

Keine Vollmenschlichkeit ohne Erfahrung und Anerkennung von begrenzender Nichtigkeit! Der Beruf ist aber eine ausgezeichnete Möglichkeit, diese Nichtigkeit zu erfahren und anzuerkennen, in das Kreuz zu erheben. Ja, er ist eine unüberschlagbare Möglichkeit. Denn normalerweise steht der Mensch von Gott her unter Aufgaben, die sich in bis zu gewissem Grade ähnlicher Weise wiederholen und eine ähnliche Bewältigung verlangen. Das aber bedeutet immer Beruf. Es mag zwar im Grenzfalle so sein, daß einer schicksalhaft überhaupt zu keinem konkreten Beruf hinfindet. Dann aber muß er darunter leiden, es ist ein Sonderfall seiner Nichtigkeit, die er in das Kreuz heben muß.

Sein Beruf ist dann (z. B. infolge einer Krankheit) eben die Berufslosigkeit, und so ist auch bei ihm der Beruf indirekt ein Mittel zur Vollkommenheit.

Von solchen Grenzfällen aus wird aber auch verständlich, daß Stümpersein vor der Welt und vor Gott zwei verschiedene Dinge sind. Heilige und heiligmäßige Menschen können vor der Welt als Stümper erscheinen, da Gott sie zu Aufgaben ruft, die von der rationalen innerweltlichen Ordnung aus nicht mehr als vernünftig, nützlich und allgemeindienlich zu erweisen sind (wiewohl sie es letzten Endes, jedoch in verborgener Weise, dennoch sind). Der Pfarrer von Ars war von der regulären theologischen Berufsausbildung her ein Stümper. Dennoch war er in seinem Beruf ein äußerst erfolgreicher Seelsorger. Hier ist gewiß in erster Linie der Satz anzuziehen, daß Gott für seine Zwecke das Schwache erwählt. Wir glauben aber, daß hier auch das über die Nichtigkeit Gesagte seine Stelle hat: die Begrenztheit bestimmter (intellektueller) Funktionen war nur die „andere Seite“ besonderer Begabungen und Berufungen. Die Nichtigkeit muß in der Opferhaltung im Heiligen Geiste durchgetragen werden. Wird sie so durchgetragen, dann erhöht und vertieft sie rückwirkend wiederum das Erfülltsein vom Heiligen Geiste und Seinen Eingebungen; und so wird die Menschlichkeit mitsamt ihrem Gnadenstande erhöht. Wir können natürliche und übernatürliche Ordnung nur gedanklich trennen. Erfahren von Nichtigkeit und „Leere“ ist bis zu gewissem Grade Voraussetzung, daß der Heilige Geist uns stärker erfülle! Und zu dieser Erfahrung ist der konkrete Beruf mit all seinen Grenzerlebnissen in der Regel eine unüberschlagbare Ausgangsbasis, mag auch im Grenzfalle Gott dem Menschen nicht nur Teilerfüllungen im Berufe, sondern den ganzen Beruf aus den Händen nehmen oder ihm von Anbeginn den Zugang zu einem konkreten Beruf im Sinne dieser Welt verwehren.

Wenn also keine menschliche Vollendung besteht ohne die Erfahrung der Nichtigkeit, diese aber ohne das Mühen eines Berufes (wenn auch im weitesten Sinne) nicht gelingt, dann folgt: daß kein Mensch zu seiner Vollkommenheit gelangt ohne sein berufliches Mühen. Mensch und Beruf sind also nicht zu trennen¹. In diesem Wesenszusammenhang steht der Stümper nicht anders da als der Könner. Ja, der erstere kann das fördernde Erfahren der persönlichen Nichtigkeit noch stärker realisieren. Zwar ist die Menschlichkeit nicht in dem Sinne abhängig vom Beruf, daß sie im Wesensgrunde von diesem erst erzeugt würde und nichts als ein Epiphänomen wäre. Aber wenn die Menschlichkeit keimhaft vorhanden ist, dann muß sie durch die berufliche Tätigkeit erweitert, geklärt, gesichert und vollendet werden. Nur der faktische Erfolg ist gleichgültig für die Verwirklichung des Menschseins, nicht ist es das berufliche Mühen selbst. Und nur dann ist die Erfolglosigkeit bedeutungslos, wenn sie unverschuldet ist. Aber ist der Erfolg wirklich ganz bedeutungslos? Oder müssen wir auch diese These noch einschränken? Der Stümper gelangt zur Vollmenschlichkeit trotz seiner Erfolglosigkeit. Aber würde seine Menschlichkeit nicht noch mehr gewinnen, wenn er über das Mühen hinaus auch Erfolg hätte?

¹ Hierin und nur hierin liegt die Begründung für den naturrechtlichen Satz: daß der Mensch ein Recht auf Arbeit habe. Dieser Satz ist niemals vom Wirtschaftlichen aus zu begründen.

Das letztere ist es, was noch zu klären ist. Die Erfahrung von Grenze und Nichtigkeit ist nicht die einzige Förderung, die die menschliche Wertwirklichkeit durch den Beruf erhält. Nicht nur die Erfahrung der Grenze, auch die Erfahrung der Fülle im Berufsleben bedeutet etwas für die Menschlichkeit. Das werden wir erkennen, wenn wir uns der zweiten Frage zuwenden: welcher Faktor bestimmt außer der menschlichen Werhaftigkeit die eigentliche berufliche Qualifikation des Schaffenden? Die Erfahrung der Nichtigkeit berührt das Phänomen des Berufes ja doch nur von seiner Grenze her! Das berufliche Können selbst muß eine Bedeutung für den Menschen haben.

III. Das Spezifum der beruflichen Begabung

Nun kommt es auf eine Analyse des menschlichen Schaffens an. Schaffen im eigentlichen Sinne — Hervorbringen aus dem Nichts — kann nur Gott, wie der hl. Thomas bereits sagt. Der Mensch kann nur schaffen an geschaffenem Material.

Das Material aber hat für den schaffenden Menschen eine dunkle Undurchschaubarkeit. Dieses Dunkel wird nicht dadurch überwunden, daß man es von außen durch materialfremde Mittel auflöst (etwa durch mathematische Berechnung und Bestimmung des Materials), sondern dadurch, daß der Schaffende darin eingeht. Das Dunkel wird gelichtet, indem man es als das, was es ist, als das Dunkle erscheinen läßt. Das Material ist ein Widerständiges. Aber dieser Widerstand wird nicht überwunden, indem man ihn mit Gewalt bricht (etwa durch Zertrümmerung), sondern darin, daß sich der Schaffende ihm anpaßt. Das Material soll im Schaffen dastehend gemacht werden als das, was es ist. Und nur so wird es dienend für den Ausdruck der geistigen Welt. In der An-Erkennung des Dunklen kommt das Dunkle zum Leuchten, zum Hervortritt, „ins Offene“, trotzdem es seine Dunkelheit und Undurchdringbarkeit für den Schaffenden nicht verliert. Schön schildert Martin Heidegger am Beispiel des Kunstwerkes, wie der Erbauer den Stein zum Ragen, der Maler die Farbe zum Leuchten, der Musiker den Ton zum Klingen bringt, wie alle diese Schaffenden das Material ganz „es sein lassen“ und die „Erde“ „ins Offene bringen als das Sichverschließende“².

Das ist die Weise, wie der Mensch abbildweise teilhat am Schaffen Gottes. Gott bedarf keines Materials, um seine Ideen auszudrücken. Der Mensch aber kann seine Grenze nur überschreiten, indem er seine Begrenztheit durch die Macht des Materials anerkennt und in einem sympathetischen Einswerden mit dem Material sich seiner selbst entäußert. Er muß untertauchen im Undurchschaubaren des Materials, und erst im Wiederaufstauchen hebt er seine Welt empor. Er ist wie der Taucher, der Perlen vom Meeresgrund holt.

Der Mensch kann seine geistige Welt ausdrücken in einem Material, aber das Material ist nicht Ausdruck des Menschen. Ausdruck und Ausdrucksmedium fallen bei ihm nicht zusammen. So ist es nur bei Gott: Er drückt sich in der Welt frei schaffend aus, und zugleich ist die Welt Sein geschöpflicher Ausdruck. Der menschliche Sprecher findet seine individuelle Stimme als etwas

² Martin Heidegger: Holzwege, Frankfurt a. M. 1950, S. 36 ff.

Gegebenes vor. Sie ist an sich indifferent zum auszudrückenden Gehalt. Aber indem sich der Sprecher als Körner seinem Stimmmaterial anpaßt, geschieht das Wunderbare: Nicht nur drückt er seine Welt in seiner Stimme aus, nicht nur kommt seine Stimme zur Geltung als das, was sie ist, sondern bei dem Körner ist es so, daß wir sagen müssen: keine andere Stimme als die seinige hätte das, was zu sagen war, so vollendet zur Darstellung bringen können, wie es faktisch geschieht.

Was Heidegger vom Kunstwerk sagt, läßt sich bis zu gewissem Grade auf alles Werken übertragen. Jeder Beruf hat sein Material, sei es materiell oder geistig: Der Schreiner hat sein Holz, der Schmied sein Eisen, der Künstler den Ton gerade seines Instrumentes (nicht den abstrakten Ton), der Lehrende seinen Stoff, den er bearbeitet und für die Anbefohlenen zum Leuchten bringt, ohne ihn zu vergewaltigen. In jedem Beruf geschieht eine Formung an etwas, das eine Bestimmung erfährt, also an einem Material. Die Eigenart des Materials bestimmt die Eigenart des Berufes.

Was für das Material gilt, gilt ähnlich für das Werkzeug. Das Werkzeug ist ja nur ein Material höherer Ordnung, da es seinerseits aus Material bereit ist. Der Werker muß das Werkzeug beherrschen, indem er sich ihm anpaßt, sich mit ihm einsfüllt, unter sein Gesetz geht. Material und Werkzeug bestimmen zusammen die Technik des Schaffenden. Aber Technik ist hier nicht zu verstehen als ein mechanisches Verfahren, das, ein für alle Male ausgedacht, in quantitativ beliebigen Operationen an beliebigen Gegenständen durch beliebige zur äußeren Beherrschung und Veränderung der Welt angewandt wird. Heidegger weist mit Recht darauf hin, daß die Alten unter „techne“ nicht eine äußere Handlung an einem Material verstanden, sondern ein tiefes Wissen, das den Eingeweihten voraussetzt. Es ist dieses weise Wissen, das aus der sympathetischen, dienbereiten Begegnung mit Material und Werkzeug erwächst. Ein Wissen, das einer Arkandisziplin gleichend, nur dem Vertrauten und Zunftgenossen weitergegeben wird und innere Aufbereitung verlangt. Solche Technik liegt z. B. im Bogenstrich (des Geigers), der etwas eminent Geistiges ist. Und schließlich ist der Stil des Dichters auch nichts anderes.

Auch die geistigen, selbst die höchsten Berufe haben Material, Werkzeug und Technik. Dem Philosophen wird die Technik zu Methode und Denkstil, Material sind ihm Erfahrungsinhalte (Vorstellungen) und zu verarbeitende Gedanken. Werkzeuge sind die Begriffe, durch die er den Gegenstand anvisiert (Begriff als „medium quo“!), und auch die literarischen Rüstzeuge. Dem musikalischen Künstler ist das Werkzeug zum Instrument geworden, das seinerseits aus bestimmtem Material gebildet ist. Unmittelbares Material ist für ihn nicht so sehr der (abstrakte) Ton als die bestimmt geartete Saite, die Luftsäule der Orgelpfeife usw. Und jedesmal bestimmt die Eigenart des Materials die „techne“ und die Grundform des Gestaltens.

Material, Werkzeug und Technik, sie alle verlangen, daß der Schaffende ihnen gerecht wird. Sie können nur im Dienen selber zum Dienen gebracht werden. Wir wollen dieses gerechte Verhalten des Schaffenden die Materialgerechtigkeit nennen.

Dann gilt: jeder Beruf hat seine einmalige Materialgerechtigkeit, die ihn bestimmt. Jeder Beruf ist darin einzig und unwiederholbar.

Der Ausdruck Materialgerechtigkeit soll andeuten, daß es sich um eine wirkliche Tugend handelt. Und hier ist auch eine Einsatzstelle für die übernatürlichen Tugenden (s. u.!)! Verlangt ist eine von der Gesamtperson geleistete Antwort auf den Anspruch, den Material, Werkzeug und Technik des bestimmten Berufes stellen. Daher das Ethos der Sachlichkeit und Sauberkeit. Materialgerechtigkeit ist nicht möglich ohne Material-Liebe. Der Schreiner, der nicht sein Holz und seinen Hobel liebt, bleibt ein Stümper. So ist das ganze Ethos der Person im Schaffenden aufgerufen.

Hier haben wir nun das zweite, das positive Moment gefunden, das die Berufsausübung für die Vollendung des Menschen stellt.

Hier ist zugleich das Spezifum für die Begabung zu einem bestimmten Beruf. Wir glauben, daß der Körner sich durch diese Materialgerechtigkeit wesentlich vom Stümper unterscheidet.

Freilich, wenn wir von Begabung zu einem bestimmten Beruf reden, dann meinen wir streng genommen nicht die Materialgerechtigkeit selbst, sondern die Anlage dazu, die Begabung, sich von Material, Werkzeug und Technik des bestimmten Berufes ansprechen und zum geistigen Ausdruck von Ideen in ihnen anregen zu lassen. Die Materialgerechtigkeit selbst ist ja schon Aktualisierung, sie setzt den ethischen Einsatz der Person bereits voraus.

So sind es zwei Momente, die die Begabung des Werkschaffenden für seinen Beruf bestimmen: 1. die geistige Anlage zur ethischen und intellektuellen Wertverwirklichung (Anlage der Menschlichkeit), 2. die Begabung für das spezifische Material, Werkzeug und die Technik des Berufes. Und es gibt zwei Momente, die die faktische berufliche Qualifikation des Schaffenden bestimmen: 1. die ethische und intellektuelle menschliche Wertwirklichkeit, 2. die Materialgerechtigkeit als erworberner Habitus in dem spezifischen Berufe.

Was die menschliche Wertwirklichkeit selbst angeht, so ist sie zwar nach Voraufgehendem im letzten Wesen nicht von der Berufstätigkeit abhängig. Ist sie aber einmal minimal verwirklicht, so muß und kann sie geweitet werden durch die Berufstätigkeit. Und dies geschieht wieder in doppelter Weise: 1. durch die Erfahrung von Nichtigkeit und Grenze im Beruf, 2. durch die Wirklichkeitsgemäße Ausformung der spezifischen Materialgerechtigkeit im Beruf.

Es gibt also in der Tat keine abstrakte Menschlichkeit. Die menschliche Vollwertigkeit ist gebunden an Mühen, Erfolg und Mißerfolg des konkreten Berufes. Die Tatsache, daß ein hochwertiger Mensch gelegentlich ein Stümper in seinem Beruf sein kann, bedeutet uns keinen Einwand mehr gegen das Gesetz des Zusammenhangs von Menschlichkeitswert und Beruf.

Wir erkennen natürlich nicht, daß die Materialbegabung, wie alles Endliche, auch zur Gefahr werden kann: der Schaffende kann sich in seiner Material-

begabung autonom machen und zum eitlen Virtuosen werden, der der Gemeinschaft nicht mehr dient. Das ist dann aber Entartung der Materialgerechtigkeit und -liebe. Wo diese aber echt sind, kann keine individualistische Lösung aus den Pflichten der Gemeinschaft eintreten. Denn eben die gemeinsame Liebe zu Material, Werkzeug und Technik eines Berufes verbindet die Schaffenden des gleichen Berufes innerlich miteinander. Das ist das Wesen dessen, was wir mit Recht Berufsstand nennen. Im Berufsstand stärken sich die Schaffenden gegenseitig in personaler Begegnung in der gemeinsamen Materialgerechtigkeit, sie haben ein gemeinsames Berufsethos. Der Stand ist die Gemeinschaft derer, die zu einer gemeinsamen Schaffensgrundform berufen sind. Diese Gemeinschaft beginnt nicht erst bei der Leistung. Sie beginnt schon, wenn die „Berufenen“ noch in der Ausbildung sind und sich unter Führung der Meister für die Schaffensgrundform aufbereiten. Dieses gemeinsame Berufensein ist nicht durch Organisation zu erzielen. Organisieren kann ich nur die Leistung, nicht das Sein. So ist Berufsstand etwas Seinsmäßiges, ein reales Band zwischen den zu gemeinsamer Schaffensgrundform Bestimmten. Es ist daher nicht glücklich, den Berufsstand mit dem Ausdruck „Leistungsgemeinschaft“ zu belegen³.

Die Materialbegabung bestimmt das Talent des Werkers für seinen Beruf. Dieses Talent hat noch nichts mit dem „Format“, der absoluten Ranghöhe in der Berufsart zu tun. Die Ranghöhe bestimmt sich nach der Fülle der menschlichen Wertwirklichkeit und findet ihre Spitze im Genie. Die menschliche Wertwirklichkeit bedient sich der Materialbegabung (des Talentes) als eines Mittels und Mediums. Der lebenslängliche Kaffeehausmusiker und der geniale Komponist kommen überein in der musikalischen Materialbegabung, sie unterscheiden sich aber im Format, das von der menschlichen Wertwirklichkeit abhängt. Beide sind indessen echte und berechtigte Vertreter ihres Berufes, wenn sie Materialbegabung und ethisch-intellektuelle Anlage nach bestem Können ausformen. Dieses Ausformen hängt letztlich vom ethischen personalen Einsatz ab. Beide Bedingungen zur beruflichen Vollreife, Menschlichkeitswert und Materialbegabung, sind also nicht als nebeneinander und gleichgewichtig anzusehen. Vielmehr setzt die Ausformung der Materialbegabung zur Materialgerechtigkeit immer schon Menschlichkeitswerte voraus, die ihrerseits mit dem beruflichen Fortschritt wachsen.

Wir behaupten natürlich nicht, daß die wirklichkeitsgemäße Tätigkeit an einem Material das ganze Wesen des Berufes und seiner wahren Erfüllung ausmache. Vielmehr gehören Passivität, Muße⁴, Beschaulichkeit, zeitweiliges asketisches Zurücktreten vom aktiven Schaffenszugriff wesentlich dazu, um einen Menschen zum vollwertigen Vertreter eines Berufes zu machen. Diese asketische Seite gehört in den Bereich der Menschlichkeitswerte und ist jeder Berufsart eigen, wenn auch der einen mehr als der anderen. Es kam uns vorstehend aber darauf an, das Besondere der beruflichen Begabung zu finden.

³ Vgl. H. E. Hengstenberg: Christliche Askese, Heidelberg 1948, 2. Aufl., S. 243 f. — Ders.: Grundlegungen zu einer Metaphysik der Gesellschaft, Nürnberg 1949, S. 127 f.

⁴ Vgl. Josef Pieper: Muße und Kult, München 1948.

IV. Beruf und übernatürliche Vollkommenheit

Wie sich die Berufstätigkeit zum natürlichen Menschlichkeitswert verhält, so dieser wiederum zur übernatürlichen Vollendung, also zur Dimension der Heiligkeit. Zwischen Heiligkeit und natürlicher Menschlichkeit herrscht ein ähnliches Bedingungsverhältnis wie zwischen natürlicher Menschlichkeit und Beruf.

Wieder gibt es zwei extreme Thesen, die als ganze falsch sind. 1. Der Stand des übernatürlichen und der Stand des natürlichen Rechtverhaltens haben nichts miteinander zu tun. Das ist offenbar irrig. Weder kann ich im Stande der übernatürlichen Gnade sein und dabei die natürlichen Gesetze der Moral verachten, noch kann ich mich zu dem gottgewollten Ziel meiner natürliche-sittlichen Kräfte ausformen ohne die übernatürliche Gnade. Richtig ist nur, daß der übernatürliche Stand nicht mit dem moralischen identisch ist. Fehlen kann nur bis zu gewissem Grade der Erfolg im natürliche-sittlichen Tun, nicht das Bemühen. 2. Übernatürlicher Stand und natürliches Rechtverhalten sind identisch. Das kann wiederum doppelt aufgefaßt werden. Einmal: die ausgeformte Natur ist schon identisch mit der Übernatur, diese hat keine Eigenform. Das wäre Naturalismus. Zum andern: der übernatürliche Stand ruft mit Notwendigkeit die natürliche-sittliche Vollkommenheit hervor. Das widerspricht den Tatsachen. Ich darf weder die Natur als eindeutige und hinreichende Ursache der Übernatur, noch diese als entsprechende einzige Ursache der natürlichen Vollendung ansehen.

Richtig ist nur, daß ein Bedingungsverhältnis besteht: nur wenn die Grundlage der übernatürlichen Erhebung gegeben ist, kann der Mensch seine natürlichen Kräfte sittlich und intellektuell so zum Ziele führen, wie Gott es will. Nicht aber gilt ohne weiteres das Umgekehrte: das natürliche Bemühen um menschliche Wertwirklichkeit ist nicht in dem Sinne Vorbedingung für die Übernatur, daß der Mensch sich aus eigener Kraft für die Gnade vorbereiten könnte (Semipelagianismus!) und das „Stümpfersein“ im natürliche-sittlichen Bereich immer den Gnadenstand ausschließe. Die übernatürliche Gnade ist ungeschuldet und knüpft wohl an die Natur im ontischen, nicht aber (anfänglich) im ethischen Sinne an. Wohl aber gilt dies: wenn der übernatürliche Stand einmal grundgelegt ist (Taufe!), dann kann und muß er ausgeweitet und zum Reifen gebracht werden durch das „natürliche“ menschliche Bemühen⁵, so wie die natürliche Menschlichkeit ihrerseits durch die berufliche Materialbewältigung wächst.

Die natürliche menschliche Wertwirklichkeit ist, wie die berufliche Vollkommenheit, von zwei Faktoren abhängig: 1. von der übernatürlichen Gnade, 2. vom personalen Einsatz der natürlichen Kräfte in Freiheit. Aber diese beiden Faktoren stehen wieder nicht gleichwertig zueinander. Das „Zuvorkommende“ ist die Gnade, wiewohl sie mit dem Einsatz der natürlichen Kräfte (aber nicht als einseitige „Folge“ und Wirkung derselben) wächst; so wie im Berufsschaffen der Menschlichkeitsfaktor der führende ist, wiewohl er mit der Berufsbemühung wächst.

⁵ Wir sind uns selbstredend darüber klar, daß es ein „rein natürliches“ Bemühen im begnadeten Menschen nicht gibt!

Wir können also sagen: Wie die Übernatur sich zur natürlichen Menschlichkeit verhält, so tut es diese analog wieder zum Beruf.

Wenn aber die natürliche Menschlichkeit nur zur vollen Ausformung gelangt im beruflichen Tun, wie wir es oben erkannten, anderseits der Stand der Heiligkeit sich nur vollendet in der Verwirklichung der natürlichen Menschlichkeit, so gilt: daß es keine übernatürliche Vollendung gibt ohne das Ernste nehmen des konkreten Lebensberufes.

Das heißt: nicht nur die natürliche, sondern auch die übernatürliche Wirklichkeit des Menschen wird durch das berufliche Mühen vollendet. Es gibt ja in der faktischen Heilsordnung nicht zwei Vollkommenheiten, sondern nur eine natürliche-übernatürliche. Jeder Mensch ist ein einmaliger Gedanke Gottes nach Natur und Übernatur. Nur um der Sauberkeit willen mußten im Vorstehenden natürliche und übernatürliche Ordnung unterschieden (nicht geschieden) werden.

Oben wurde aber gezeigt, daß der Beruf in zweifacher Weise für die Vollkommenheit des Menschen bedeutsam ist: 1. in der Erfahrung der persönlichen „Nichtigkeit“ und Grenze, 2. in der Verwirklichung der „Materialgerechtigkeit“, die alle Tugenden aufruft und zugleich stärkt. Diese beiden Gesichtspunkte lassen sich für die übernatürliche Seite noch besonders auswerten.

1. Von der Nichtigkeit wurde im übernatürlichen Betracht schon oben kurz gesprochen. Jede Erfahrung des Widerstreites positiver Möglichkeiten, jedes Zurückgeworfensein auf die eigene Grenze bedeutet für den Christen zugleich ein Eintreten und Bergen in den Gehorsam in Christus. Jedes Verwehren ist zugleich ein Gewähren. Gott entzieht uns Objekte unserer Liebe, Neigung, des freudigen Einsatzes, um uns an anderer Stelle, auf anderem Plane anderes zuzuweisen. Er beschneidet unsere natürliche Liebe, um in uns eine andere Liebe wachsen zu lassen: die Liebe Christi und in Christus, die nicht aus innerweltlichen Motiven zu erklären ist, die alle innerweltlichen Beweggründe übersteigt, aber gerade deshalb von Stunde zu Stunde und von Augenblick zu Augenblick für uns neue und unerwartete Einsatzstellen zuweist, auch im beruflichen Tun. Christus sagte zu Petrus: Als du jung warst, gürtest du dich selbst ... Wenn du aber alt geworden bist, ... wird ein anderer dich gürten und dorthin führen, wohin du nicht willst (Jo 21, 18). Das gilt auch für den Beruf. Für den Christen ist jede berufliche Handlung Medium für die Gegenwärtigsetzung Christi in der Welt. Jede solcher Handlungen ist uns nicht zweckrational zu errechnen, sondern von Gott „gegeben“, sollen wir doch wandeln in den Werken, „die der Vater im voraus bereitet hat“ (Eph 2, 10). Die uns von Anbeginn zubestimmten Werke und Aufgaben sind wichtiger als unser subjektives Planen um selbsterdachte Vollkommenheit⁶. Aber gerade, um zu diesen uns „gegebenen“ Werken hinzufinden, ist die Erfahrung von Nichtigkeit und Grenze im Beruf ein unüberschlagbares Mittel. Im Grenzfall mag Gott uns einen Beruf verwehren, nicht nur Teilbefriedigungen. Aber dann geht die Vollendung durch den Verzicht auf den Beruf, vollzieht sich also

⁶ Das ist Grundgedanke in des Verf. Schrift: Von der göttlichen Vorsehung, Münster i. W., 2. Aufl. 1947.

auch dann nicht ohne ihn. Erfahren von Nichtigkeit und Grenze ist „Leerwerden“ — für die Erfüllung durch den Geist Gottes. Erfahren der Nichtigkeit ist Absterben der Ichhaftigkeit im Gehorsam, „Flüssigwerden in Christus“⁷.

2. Berufliches Schaffen ist Erfüllung der „Materialgerechtigkeit“, die in jedem Beruf eine je eigenartige ist. Aber darin vollendet sich nicht nur die natürliche, sondern auch die übernatürliche Seite des Menschseins. Es ist zugleich immer Verwirklichung und Darstellung unseres übernatürlichen Seins in Christus. Wenn jede berufliche Tätigkeit Schaffen an einem Material ist, das uns zu einem einmaligen Ausdruck unserer Ideenwelt anregt, so ist diese Ideenwelt beim Christen doch nie eine rein „kulturelle“, innerweltliche Größe. Wir stellen in all unserem Sein und Schaffen Christus dar, und zwar Christus so, wie er als „alter Christus“ einmalig und unwiederholbar gerade in uns Gestalt geworden ist und wird. Der Christ muß sein Christsein dem „Material“ der Welt einprägen, er soll es mit dem personalen Einsatz all seiner „Materialbegabung“, die Gott ihm verliehen hat. Es wurde oben gezeigt, wie unser Schaffen ein abbildhaftes Teilhaben am Schaffen Gottes ist, ein Hervorholen aus den Dunkelheiten des Materials, das für uns ein Analogon der Schöpfungsnacht ist. Da wir aber ein „alter Christus“ sind und Christus das Wort ist, durch das alles geschaffen ist, so erkennen wir, wie unser „materialgerechtes“ Schaffen eine wesentliche Form der Umgestaltung der Welt in Christus ist. Gott der Vater schuf die Welt auf Christus hin. Wir sollen abbildweise auch auf Christus hin schaffen; wir können es aber erst, nachdem wir vorher übernatürlich von Christus selbst ergriffen worden sind. Je mehr uns ein solches Berufsschaffen gelingt, um so mehr wird umgekehrt unsere Gliedschaft in Christus, unsere übernatürliche Vollkommenheit erhöht.

In diesem Zusammenhang seien nur zwei Beispiele erwähnt: Der christliche Philosoph untersteht der Forderung der „Materialgerechtigkeit“ wie jeder andere Philosoph auch (in dieser Hinsicht gibt es keine gesonderte „christliche Philosophie“). Aber zugleich setzt er im Filigran seiner Gedanken und „materialgerechten“ logischen Verknüpfungen sein übernatürliches Sein und Glaubenswissen gegenwärtig. Glaube und Wissen bilden ein einheitliches Gefüge, trotzdem die Bestandteile nach Ursprung, Natur und Methode ihrer Behandlung unverwischt sind. Ein entsprechendes Beispiel ist der christliche Lehrer in der Schule: mag er noch so materialgerecht und sauber seinen Stoff vortragen, seine Methode handhaben müssen, er gestaltet darin seine ganze christliche Existenz, und je mehr er es tut, um so mehr erlangt diese seine christliche Existenz selber Fülle. Bekanntlich gründet in diesen Sachverhalten wesentlich die Forderung der katholischen Schule für die katholischen Kinder.

Ein letztes muß bei der übernatürlichen Ausdeutung der Materialgerechtigkeit beachtet werden. Da es sich, wie oben gezeigt, um eine wirkliche Tugend handelt, so muß in dieser Tugend gerade der Einsatz für die übernatürlichen Tugenden und die Möglichkeit ihrer Steigerung gesehen werden. Materialgerechtigkeit und Liebe zum Material gehören zusammen. Diese Liebe ist beim

⁷ Vgl. Peter Ott: Umgestaltung in Christus, Einsiedeln 1940.

Christen durchformt von der übernatürlichen Liebe zu den Mitmenschen und Brüdern in Christus. Bei keiner Berufshandlung kann der Christ davon absehen, daß er sie für einen anderen in der Gemeinschaft vollzieht. Alles Schaffen am Material ist durchformt von dieser Liebe. Und je mehr der Werkende ein echter König ist, der dem Ethos der Sauberkeit untersteht und sich dem Verpflichtenden der Werkgerechtigkeit übereignet, um so mehr muß er in diesem Ernst der Berufsausübung zugleich sein übernatürliches Sein in Christus vollenden.

Bei all dem oben Gesagten ist festzuhalten, daß Gott in Seinen Zielen und Zwecken souverän ist. Er beruft Menschen zu einem Beruf, damit das Christusreich wachse. Anderseits kann Er auch den umgekehrten Weg gehen. Er bedarf nicht des Berufes der einzelnen. Auch ohne deren vollendetes berufliches Können, auch mit einem Stümper, ja ohne daß der Mensch im Einzelfalle einen Beruf im engeren Sinne hat, kann Er Sein Ziel erreichen. Der Beruf ist keine absolute Größe und gehört zu dem, was gegebenenfalls geopfert werden muß. Aber ein Opfer fordert Liebe, auch zu dem, was geopfert wird. Nur was ich ehrlich liebe, kann ich für Gott opfernd dahingeben. Und so bestätigt sich: der Beruf ist unüberschlagbar auf dem Wege zur natürlichen und übernatürlichen Vollkommenheit. Aber dies entspricht der Souveränität Gottes: der eine wird vollendet in seinem Beruf, dessen Gesetz er erfüllt, der andere umgekehrt gerade, indem er im Beruf scheitert, Stümper bleibt oder überhaupt keinen bekommt. Beidenfalls ist der Beruf wesentlich, im ersten Fall direkt, im zweiten indirekt — im Modus des Scheiterns und des Verzichtes.

Um das Ethos der entseelten Erwerbsarbeit

Befunde und Behelfe

von Dr. Wilhelm Reinermann, Salzburg

I. „Weit besser, wirklich Sklave sein, ausgeliefert den Launen und Triebhandlungen eines Menschen, als in der Tretmühle des modernen Betriebs ein ganzes Leben lang, Tag für Tag, die vorgeschriebenen Handgriffe zu verrichten“.

So läßt der sozialkritische Romancier D. H. Lawrence die Hauptfigur seines Romans „The lost girl“ (London, 1936) an einer Stelle aufseufzen, da jene sich über ihr verfehltes Leben Rechenschaft gibt. Und die französischen Arbeiterpriester, die in Werften, Textilfabriken und anderen Brennpunkten des modernen Industrielebens als einfache Betriebsangehörige tagsüber das monotone Arbeitspensum getreulich verrichten, gestehen übereinstimmend, daß der im standardisierten Produktions- oder Verteilungsprozeß stehende Mensch am Abend so leer und stumpf wird, daß der ermattete Sinn fast nur noch auf grobe Reize reagiert.

Bildungsbedürfnis, Persönlichkeitsstreben, Vertiefung in die höheren, ja heiligen Werte des Menschenlebens — dies alles, was der bürgerlichen Epoche als erreichbares Menschenbild noch vor Augen stand, trifft in unserer Zeit der detailliert genormten Massenfertigung auf immer schwächer werdende menschliche Ansatzpunkte.